

EIN RAUES LEBEN

Über Alfons Petzold

VON H. W. VALERIAN

In den späteren Jahren seines Lebens zählte Alfons Petzold zu den bekannten Dichtern und Schriftstellern seiner Zeit. Zu seinem Bekanntenkreis zählten etwa Felix Braun, Franz Karl Ginzkey oder Stefan Zweig, und er stand in Verbindung mit literarischen Größen wie Gerhart Hauptmann, Rainer Maria Rilke oder Hugo von Hofmannsthal. Er wurde als Arbeiterdichter geschätzt, und das in doppeltem Sinne: als Arbeiter, der sich zum Dichter entwickelt hatte, gleichzeitig aber auch als ein Dichter, der die Welt der Arbeiter beschrieb.

Davon ist wenig geblieben. Heute ist Petzold nahezu vergessen. Lange Zeit gab's kaum Neuauflagen seiner Werke, erst in jüngster Zeit scheint sich das dank *print on demand* und *e-book* zu ändern. Im Jahre 1986 verfilmte der ORF *Das rauhe Leben* nach einem Drehbuch von Felix Mitterer; zu einer Wiederentdeckung oder gar Wiederbelegung führte das aber nicht. Es läge nahe zu sagen: Aber die würde sich lohnen, Petzold ist aktuell wie eh und je. Doch das sind abgedroschene Floskeln, mit denen der Leser, die Leserin verschont werden sollen. Vielmehr soll hier der Versuch unternommen werden, den Mann und sein Werk ganz kurz vorzustellen. Alle weiteren Urteile mögen sie, nämlich die Leser und die Leserinnen, selbst fällen.

Dass ich selbst, als Autor dieser Zeilen, ein gewisses Nahverhältnis zu Alfons Petzold habe, dürfte nicht überraschen. Im Grunde hat mich sein *Raubes Leben* seit meiner Jugend begleitet. Es stand in der Bibliothek meiner Eltern, die Mutter gab es mir einmal als Resultat ihrer durchaus üblichen Frage: „Brauchst was zum Lesen?“ Dabei erwähnte sie auch, dass sie mit einer Tochter des Dichters in die Schule gegangen, ja sogar befreundet

gewesen sei. Das förderte natürlich besagtes Nahverhältnis. Jahre später bewog es mich, *Das rauhe Leben* zum Thema meiner germanistischen Diplomarbeit zu machen. (Um genau zu sein: Es ging ums gesamte Prosawerk.) Dank der Beziehungen meiner Mutter konnte ich mit der Tochter Petzolds sprechen, von ihr bekam ich wertvolle Bücher, die ansonsten nicht mehr erhältlich waren, nicht einmal an der Universitätsbibliothek. Weitere seltene Werke durfte ich im Hause eines anderen Verwandten in Wien einsehen.

Der vorliegende Aufsatz beruht denn auch zu großen Teilen auf dieser Diplomarbeit sowie auf meinem Aufsatz „Alfons Petzold in Tirol“ in der Tiroler Kulturzeitschrift *das Fenster* Nummer 24 (S. 2417–25). Meine Ausgabe des *Rauen Leben* stammt aus dem Verlag Das Bergland Buch, Graz 1932. Für meine Diplomarbeit stand mir seinerzeit die Ausgabe der Büchergilde Gutenberg aus dem Jahre 1948 zur Verfügung, welche durch das Tagebuch des Dichters vom 1. Januar 1907 bis zum 5. November 1922 erweitert worden war. Heute sind etliche Prosa- und lyrische Werke im Internet abrufbar, so etwa beim Projekt Gutenberg. Davon habe ich insbesondere dann Gebrauch gemacht, wenn ich Lyrik zitiere, die damals ja nicht Gegenstand meiner Untersuchung war.

WENN MAN ALFONS PETZOLD VORSTELLEN WILL, ergibt sich unweigerlich eine Schwierigkeit: Praktisch alles, was wir über die ersten sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahre seines Lebens wissen, stammt bloß aus einer Quelle, nämlich von ihm selbst. Wer seine Biographie verfasst, der erzählt unweigerlich *Das rauhe Leben* nach. Von Versuchen, die Angaben in diesem Roman anhand unabhängiger Dokumente zu überprüfen oder gar zu ergänzen, ist mir nichts bekannt. Es darf allerdings vermutet werden, dass Petzold in diesen Phasen seines Lebens so wie hunderttausende andere Arbeiter kaum Spuren hinterlassen hat. Das kam erst später. Doch selbst für die Zeit, welche nicht mehr vom Roman behandelt wird, sind wir hauptsächlich auf die Tagebuchaufzeichnungen des Dichters angewiesen, obwohl es nun, da er bekannter wurde, auch Zeugen gibt, ebenso Briefe. Freunde, welche seinerzeit biographische Skizzen Petzolds entwarfen, umgingen das Problem, indem sie es einfach verschwiegen. Das soll hier

nicht geschehen. Ich folge zunächst also, wenn auch in aller Kürze, Petzolds Angaben im autobiographischen Roman *Das rauhe Leben*.

Alfons Petzold wurde am 24. September 1882 in Wien geboren. Er wuchs zunächst in einigermaßen komfortablen Verhältnissen auf. Das änderte sich erst, als sein Vater erkrankte und schließlich verstarb. Von nun an musste die Mutter versuchen, die beiden durchzubringen. Deshalb verließ Petzold mit vierzehn Jahren die Schule. Seiner Mutter gelang es, eine Lehrstelle zu finden. Das war damals gar nicht so leicht, da der Lehrherr für die Ausbildung bezahlt werden wollte – das sprichwörtliche Lehrgeld –, der Lehrling hingegen so kärglich entlohnt wurde, dass er kaum zum Familieneinkommen beitrug. Darüber hinaus hing der Erfolg vom guten Willen des Lehrherrn ab. Petzold machte da eher schlechte Erfahrungen: An seiner ersten Lehrstelle wurde er nur zu Boten- und Putzdiensten eingesetzt, von Ausbildung konnte keine Rede sein. In einer weiteren Stelle bei einem Schuster mussten die Lehrlinge eines Nachts den betrunkenen Gesellen zur Belustigung dienen, die freilich so bedrohliche Ausmaße annahm, dass Alfons davon rannte. Damit war's mit der Hoffnung auf einen Lehrabschluss vorbei. Alfons musste sich fortan als Hilfsarbeiter verdingen, um solcher Art nicht nur sich selbst durchzuschlagen, sondern auch seine Mutter finanziell zu unterstützen.

Er arbeitete in der Folge in einer ganzen Reihe rasch wechselnder Tätigkeiten, so etwa als Laufbursche, Drechsler, Tellerwäscher in einem Gasthaus, als Arbeiter in einer Kartonagefabrik, Metalldreher, Hilfsarbeiter in einer Färberei, einer Schokoladenfabrik oder in einer Gipsschleiferei. Außerdem betätigte er sich als Fensterputzer, Schneeschaufler, als Wasserträger für eine Wäscherei oder als Packer. Dazwischen lagen immer wieder Perioden ohne Anstellung und somit ohne Einkommen – Arbeitslosengeld gab's damals keines. Deshalb sah sich Petzold gezwungen, jede Tätigkeit auszuüben, die ihm angeboten wurde.

Der häufige Wechsel der Arbeitsstellen ergab sich einerseits aus dem prekären Status des Hilfsarbeiters; andererseits litt Petzold jedoch seit der Kindheit unter seiner schwächlichen Konstitution. Dazu kamen eine leichte Verkrümmung des Rückgrats sowie schwache Lungen. Alles zusammen machte ihn denkbar ungeeignet für viele der Arbeiten, zu denen er sich verdingen musste. Manchmal gab er deshalb eine Stelle von sich aus auf, manchmal erzwang dies seine körperliche Verfassung.

Manche Szenen, die Petzold aus seinem Arbeitsleben schildert, bleiben im Gedächtnis haften: So etwa, als er sich neben einem Hund vor einen schweren Karren spannt – das Gespann verursacht prompt einen bösen Unfall; oder wie sich Bäckergejellen während ihrer schweißtreibenden nächtlichen Arbeit Brotfladen an die Brust klatschen, um sich vom Schweiß zu befreien, und danach ungerührt weiter kneten. Grundsätzlich ist der Hilfsarbeiter der Willkür seiner Vorgesetzten ausgeliefert, vom Vorarbeiter bis hinauf zum Eigentümer der Werkstätte oder der – zumeist kleinen – Fabrik. Jeden Moment droht die Entlassung, kann der kärgliche Verdienst versiegen.

Was Petzold weiters beklagt, das sind die langen Arbeitszeiten. Unter Umständen rauben sie ihm jegliche Freizeit – die geht dann drauf mit dem Arbeitsweg und mit der Erholung von der kräfteaubenden Tätigkeit. An anderes ist da nicht mehr zu denken. Doch eben dieses Andere läge dem jungen Mann so am Herzen: Er versucht stets zu lesen, seinen Wissensdurst zu stillen. Möglich wird das einerseits dank der billigen Ausgaben des Reclam-Verlages; wie es scheint, wiesen die preiswerten Bändchen damals bereits gelbe Umschläge auf. Was sie geleistet haben, wie viel das Wert war, das sollte vielleicht auch einmal untersucht werden. Des weiteren kommen dem jungen, arbeitenden Leser jene Volksbüchereien gelegen, welche damals entstehen. Später, als er an Tuberkulose erkrankt, gesteht Petzold, er habe sich nicht mehr getraut, Bände auszuleihen, weil er fürchtete, solcherart seine Bakterien weiterzugeben. Wie würde das heute wohl ablaufen?

Sein Interesse gilt vor allem den Klassikern. Einmal versuchen sich Petzold und eine kleine Gruppe von Freunden sogar an der Aufführung eines solchen Stückes. Die unerbittlichen Anforderungen des Arbeitslebens machen derartigen Unternehmungen aber rasch ein Ende.

Petzold beschreibt außerdem eine Episode religiöser Schwärmerei; die geht zwar bald vorüber, doch bleibt er durch alle Tiefen seines Schicksals ein religiöser Mensch, wenngleich sicher nicht auf konventionelle, kirchlich gebundene Art. Politisch begibt er sich ebenfalls auf die Suche. Zunächst verspricht er sich von Doktor Karl Lueger eine Besserung der Zustände. Der enttäuscht ihn jedoch rasch, und so folgt eine Episode deutschnationaler Ausrichtung. Es dauert aber nicht allzu lange, bis Petzold seine politische

Heimat bei der jungen Sozialdemokratie findet, und dort sollte er für den Rest seines Lebens verbleiben.

Abgesehen davon, versucht sich der junge Arbeiter als Dichter. Er kommt in Berührung mit einem Kreis von Volksdichtern und Volksschauspielern. Ein Couplet wird angenommen und bringt ihm Geld ein, hoch willkommen! Ehe er sich in diesem Milieu etablieren kann, reißen ihn die unerbittlichen Zwänge des Hilfsarbeiterlebens jedoch weiter. Trotzdem gibt er sein literarisches Schaffen keineswegs auf, sozialdemokratische Zirkel ermöglichen ihm später erste Auftritte. Einen besonderen Förderer und auch Freund findet er in Josef Luitpold Stern. Der sollte in weiterer Folge eine bedeutende Rolle in der Wiener Sozialdemokratie spielen, speziell in ihrem Bildungs- und Ausbildungswesen sowie in der *Arbeiterzeitung*.

Im Jahre 1902 stirbt die Mutter an den Folgen eines Unfalls. Zuletzt hat sie als Toilettenfrau ein bisschen Geld verdient. Ihr Tod stürzt Petzold in eine tiefe Krise. Wieder einmal arbeitslos, verliert er auch noch seine Unterkunft. Eine Zeit lang reicht das Geld noch für ein Bett in einem Massenquartier, dann wird er obdachlos. Er übernachtet zusammen mit Schicksalsgenossen in einem der unterirdischen Kanäle Wiens. Sie ernähren sich von dem, was sie im Laufe des Tages an weggeworfenen Lebensmitteln sammeln können, ab und zu bessern sie ihre Kost ein bisschen auf – durch erlegte Ratten.

Ein Freund aus früheren Tagen rettet Petzold aus dieser Lage. Er findet wieder Arbeit, doch macht sich die Schwäche seines Körpers zunehmend bemerkbar. Die Tätigkeit in der Gipsschleiferei wäre körperlich zwar nicht allzu anstrengend, doch ist die Luft in der Werkstatt erfüllt von Gipsstaub. Das verträgt seine Lunge auf die Dauer nicht. Er erleidet einen Blutsturz, die Ärzte diagnostizieren Tuberkulose. Ihre Empfehlungen klingen in den Ohren des Hilfsarbeiters wie Hohn: Gut und ausgiebig essen, aus Wien weg ziehen – ein Arzt beschreibt sein Leiden kurz und bündig als „Wien“. Die einzige Hilfe, die Petzold in dieser Lage zuteil wird, kommt von der Frau, bei der er ein Zimmer gemietet hat. Sie und ihre Töchter geben den jungen Mann nicht auf, pflegen ihn sogar, obwohl er längst seine Miete schuldig bleibt (die sie bitter notwendig bräuchten) – und das alles mit der größten Selbstverständlichkeit.

Trotzdem verschlechtert sich Petzolds Lage drastisch, er beginnt, jegliche Hoffnung aufzugeben, verliert den Lebenswillen. Da ereilt ihn Hilfe von unvorhergesehener Seite: Ein bekannter Burgschauspieler taucht auf, er interessiert sich für Petzolds literarische Versuche. Aufmerksam ist er dank einer Dame geworden, die eine Lesung des jungen Dichters besucht hatte.

Der Herr erfasst sofort die Lage und organisiert Hilfe. Der Kranke wird zunächst in ein Krankenhaus eingeliefert, in weiterer Folge bekommt er einen Platz in der Lungenheilstätte Alland. Als er dort im Februar 1909 eintrifft, kann er sein Glück gar nicht fassen. Der Ausblick aus seinem Zimmer: Wald, ja sogar ein paar scheue Rehe!

DAMIT ENDET DER ROMAN *DAS RAUHE LEBEN*. Und tatsächlich erscheint es auch dem Biographen, als begänne für Alfons Petzold nun ein völlig neues.

Sein Aufenthalt in Alland dauerte bis August 1909. Doch fesselte ihn die Tuberkulose auch nach seiner Entlassung immer wieder ans Bett, sein Gesundheitszustand war so schlecht, dass an eine geregelte Arbeit nicht zu denken war. Immerhin bot sich nun die Möglichkeit, durch Vorträge, Rezensionen und Veröffentlichungen zumindest ein bisschen Geld zu verdienen, außerdem lernte er solcherart weitere bedeutende Persönlichkeiten kennen. So fanden sich in den folgenden Jahren immer wieder Gönner, die Petzold finanziell und ideell weiter halfen. Zudem erschienen in dieser Zeit die ersten Gedichtbände des Autors: im Jahre 1910 etwa der Band *Trotz alledem* und 1911 *Seltsame Musik*. Er wurde solcherart einem weiteren Publikum bekannt, was sich in späteren Jahren durchaus auch materiell niederschlagen sollte.

Im Oktober 1909 ermöglichten ihm Gönner einen Aufenthalt in Südtirol – seine erste Reise und seine erste Begegnung mit Tirol, das ihn in der Folge nicht mehr loslassen sollte. Zuvor erlebte er in Wien jedoch einen bösen Rückfall, infolgedessen er erneut in Alland eingewiesen wurde. Seine Niederlagenheit wich allerdings, als er eine der Patientinnen näher kennen lernte, nämlich Johanna Kraml. Die beiden heirateten noch während ihres Aufenthaltes in der Kuranstalt.

Die darauf folgenden Jahre sahen das Ehepaar in Wien, dazwischen aber immer wieder in Südtirol, wo sie sich meist in Gries bei Bozen aufhielten. Literarisch genoss Petzold weiterhin den Erfolg etlicher Buchveröffent-

lichungen. Sein Roman *Erde* erschien in Fortsetzungen in der *Arbeiterzeitung*, was den Autor erstmals finanziell ein bisschen absicherte. Leider verschlechterte sich Johannas Gesundheitszustand jedoch unaufhaltsam, woran auch weitere Aufenthalte in Südtirol nichts mehr ändern konnten. Sie verstarb im Oktober 1914. Ihr Tod stürzte Alfons Petzold in tiefe Verzweiflung.

Zu diesem Zeitpunkt tobte bereits der Erste Weltkrieg. Wie etliche andere Arbeiterdichter hatte sich auch Petzold zunächst dazu hinreißen lassen, begeisterte Kriegsgedichte zu schreiben. Wie ich festgestellt habe, wird ihm das heute in stark verkürzten Darstellungen moralisch indigniert vorgeworfen.* Tatsache ist aber, dass bei Petzold – so wie bei den meisten seiner Kollegen – der Enthusiasmus nicht lange anhielt. Später blickte er kopfschüttelnd auf diese Gedichte zurück, er fand sie „unverständlich“. Im Band *Der stählerne Schrei* (1916) heißt es im Gedicht „Die Kinder im Krieg“ bereits:

*Wir haben nicht Kleider, noch Schuhe,
Wir laufen durch Hunger und Frost,
Ganz leer ist der Großmutter Truhe
Und Brot eine seltene Kost.*

*Der Vater steht oben in Polen,
Hebt er seine Flinte, dann krachts,
Die Mutter aber sucht Kohlen
Und faule Kartoffeln des Nachts.*

*Wir haben kein Öl in der Flasche,
Der Mond gibt uns manchmal ein Licht,
Warum brennt nicht im Ofen die Asche,
Warum hilfst du, Herr Jesu, uns nicht?*

*Wir hören im finsternen Zimmer
Auf der Gasse Soldatenschritt,*

* vgl. „Propaganda und Patriotismus“, oe1.orf.at 08.04.2017 <<https://oe1.orf.at/artikel/213872/Propaganda-und-Patriotismus>> [heruntergeladen 10. Dezember 2020].

*Da weint unsre Mutter wie immer
Und wir, wir weinen mit.*

Etwa ein halbes Jahr nach dem Tode Johannas notiert Petzold in seinem Tagebuch, er habe ein Mädchen getroffen, das ihn „dem Leben zurückgab“. Es handelte sich um Hedwig Gamillschegg aus Innsbruck. Die beiden zogen zurück nach Wien, wo ihre Tochter zur Welt kam. Aufgrund der angespannten Versorgungslage in der Metropole beschlossen sie 1917, wieder nach Tirol zu gehen, dieses Mal nach Kitzbühel, wo sie für den Rest ihres Lebens bleiben sollten. 1919 erhielt Petzold durch Vermittlung eines Freundes die Stelle als Leiter der örtlichen Buchhandlung. In diesem Jahr erschien zudem *Das rauhe Leben*, an dem er seit 1917 gearbeitet hatte, im Ullstein Verlag.

1920 erwarben die Petzolds ein Haus in Kitzbühel, die spätere „Villa Petzold“. Außerdem saß der ehemalige Wiener Hilfsarbeiter nun als sozialdemokratischer Vertreter im Kitzbühler Gemeinderat. Allerdings machte ihm weiterhin sein Gesundheitszustand zu schaffen. Im Spätherbst 1922 führte ihn eine ausgedehnte Vortragsreise durch weite Teile Deutschlands. Schon während dieser Reise klagte er wiederholt über starke Schmerzen. Im Winter 1922/23 kam eine schwere Grippe dazu, welche das ohnehin schon geschwächte Herz angriff. Obwohl Petzolds Tuberkulose als geheilt galt, konnte sein mitgenommener Körper nicht länger standhalten. Alfons Petzold verstarb am 26. Jänner 1923 im Alter von 41 Jahren.

ZEIT SEINES LEBENS BETRACHTETE ER SICH IN ERSTER LINIE als Dichter, als Lyriker, und nicht so sehr als Verfasser von Prosa. Es habe ihn sehr gestört, dass *Das rauhe Leben* sein lyrisches Werk in den Schatten stellte, erklärte mir einer seiner Nachfahren einmal.

Wie schon erwähnt, erschienen die ersten Gedichtbände unmittelbar nach der dramatischen Wende in seinem Leben. Weitere folgten in kurzen Abständen. Genannt seien hier bloß und beispielhaft: *Der Ewige und die Stunde* (1912), *Krieg* (1914), *Der stählerne Schrei* (1916) oder *Das Buch von Gott* (1920).

Formal orientierte sich Petzold an traditioneller, wenn nicht gar klassischer Lyrik. Nicht umsonst erzählt er im *Rauben Leben*, wie er bereits damals eifrig

Verslehre studierte. Er verwendet konventionelle Formen mit feststehendem Versmaß sowie feststehenden Reimschemata:

*Wir sitzen in des Abteils schwüler Enge
Untereinander fremd und unbekannt,
Schachteln und Koffer schaukeln im Gebänge,
Das sich ob unsern müden Köpfen spannt.*

Das unterscheidet sich fundamental von so genannter moderner Lyrik mit ihrem freien Versmaß und ihren freien Rhythmen, um vom Reim erst gar nicht zu sprechen. Aus heutiger Sicht erstaunt, wie sicher Petzold seine Worte trotz des formalen Korsetts zu wählen vermag.

*Hinbraust der Zug – die meisten Leute schwätzen
Von dieses Krieges Segnungen und Not;
Unsinn und Klugheit kollert von den Plätzen
Und schlägt den Schlaf gar mancher Augen tot.*

Beide Strophen stammen aus dem Gedicht „Die Witwe“:

*Nur gegenüber meinem Blick sitzt stille
Ein junges Weib in einem schwarzen Kleid,
Sie ist ein tief in sich versunk'ner Wille,
Ein armer Stein im schwarzen Brunnen Leid.

In ihrer Augen trüberstarrtem Grunde
Sitzt Sehnsucht nach dem Tode ernst und grau.
Mir unbewußt entfährt es meinem Munde:
Nicht wahr, du bist sehr müde, arme Frau?*

Da ich es einem Sammelband aus dem Jahre 1939 entnommen habe, kann ich leider nicht sagen, wann es entstanden ist, aus welcher Schaffensperiode des Dichters es also stammt. Dasselbe Problem habe ich mit den meisten hier zierten Gedichten.

Bei aller Konventionalität klingen doch auch so genannte moderne Töne an, wie etwa bei der Bildung neuer Wörter, in der Regel durch Konversion, also durch willkürlichen Wechsel der Wortart:

*Steinerne Gasse, sachte hingehügelt,
am höchsten Dachgerände blau begrenzt,
am Morgen von der Sonne sanft durchflügelt
und abends noch einmal von ihr beglänzt.
(aus: Die Stille Gasse)*

Petzold bedient sich dieser Technik sehr gerne. Er ist dabei offensichtlich von expressionistischer Lyrik beeinflusst. Doch beschränkt sich der Einsatz in der Regel auf einzelne Stellen. Ich habe den Verdacht, er habe sich solcher Stilmittel opportunistisch bedient: wenn sie ihm also beim Verfassen konventioneller Verse halfen.

Allerdings gibt es auch Gedichte, die sich einem expressionistischen Ton annähern, wie etwa im folgenden Beispiel:

*Vor dem Zeitungsbureau ballt sich ein Menschenknäuel,
Alles mit bangender Neugier, buchstabenfressendem Blick;
Jedes erlebt im Straßenfrieden des fernen Krieges Greuel,
Und vergißt auf Minuten sein schläfriges Alltagsgeschick.*

*Neuestes Telegramm: Glänzender Sieg Hunderte Feinde gefallen,
. viele gefangen auch wir haben schweren Verlust !
Ein Weib schreit auf. – Funkelnde Krallen
Schlagen durchs Fenster in manche schweratmende Brust.
(Vor dem Zeitunsbureau)*

In manchen Gedichten bedient sich Petzold bewusst und durchgehend freier Verse:

*Werkleute laßt uns sein!
Werkleute, die den Hammer, den Spaten, das Beil und die Säge lieben!
Die Welt braucht die Arbeit der Hände, um wieder leben zu können,
um wieder Freude zu finden an Tanz und Gesang,
an der Liebe und der zeugenden Kraft des Geistes.
Werkleute laßt uns sein! [...]
(aus: Werkleute)*

Als Vorbilder für solche Versuche wurden Rainer Maria Rilke und Hugo von Hofmannsthal genannt, mit denen Petzold ja in Verbindung stand, ebenso der amerikanische Dichter Walt Whitman. Allgemein hoben Zeitgenossen Petzolds Vielseitigkeit hervor. Im Laufe der Zeit habe er sich, ausgehend von volksliedhaften Tönen, so komplexe Formen wie Terzinen, Hymnen oder Sonette erschlossen.*

* *Österreichisches Biographisches Lexikon und biographische Dokumentation* <biographien.ac.at>.

Inhaltlich lassen sich ein paar Themenkreise ausmachen, welche den Dichter immer wieder beschäftigt haben. An erster Stelle steht hier natürlich die soziale Problematik mit all ihren Facetten. Das Gedicht „Proletarierkinder“ war früher regelmäßig in Lesebüchern zu finden:

*Dreißig lichthungrige Fenster, eng aneinander gereiht –
Aus jedem mit hungriger Stimme nach Freude die Armut schreit.
An jedem zweiten und dritten Fenster ein blasses Kindergesicht
Und jedes hat in den Augen eine klagende Stimme, die spricht:
»Wir sollen die hoffnungsvollen Blüten der Menschheit sein,
Wir sollen schließen die Kraft und die Schönheit der Zukunft ein,
Doch unsere Väter hungern am Werkstisch und an der Bank,
Die Brüste unserer Mütter sind schlaff und krank,
Luft suchen unsere Lungen, die Hände frisches Brot;
Was wir als Erbe bekommen, ist Siechtum und früher Tod.
Und hinter unserer Gasse ist die Welt so reich und weit ...«*

Daneben gibt es auch Gedichte mit persönlichem Inhalt. Dazu gehören etwa Liebesgedichte, so im Band *Johanna, ein Buch der Verklärung* (1915), oder Gedichte, in denen sich Petzold mit dem Dichten selbst auseinandersetzt. Naturbeschreibungen können wohl auch in diese Gruppe eingereiht werden.

*Herbstsonne, die mir küßt die gelbe Hand,
bist du ein Gruß aus jenem Sehnsuchtsland,

in das die Armen und vom Glück Verbannten
zu allen Zeiten ihre Herzen sandten?

Herbstsonne, bleich und kränklich so wie ich,
in deiner stillen Armut lieb' ich dich!

Könnt' ich wie du mit meinen siechen Händen
ein wenig Glück noch einem Menschen spenden!
(Herbstsonne)*

Schließlich beschäftigten religiöse Themen den Dichter wie etwa in diesem Gedicht mit dem Titel „Franz von Assisi“:

*Es war ein seliges Ingottgenügen,
das aus ihm sprach und seinen Männerzügen
die Klarheit einer Frühlingsblume lieb.*

*Aus seinen Augen schritt der Liebe Segen
allen Wesen dieser Welt entgegen
und grüßte sie.*

*Auf allen Straßen, die er schritt, verspürte
er eine Hand, die stark und froh ihn führte
zu Gott empor aus seiner Dürftigkeit.*

*Den Bettlern stahl er aus der Brust das Hassen,
demütig mochten Herzoginnen fassen
sein Bettlerkleid.*

PETZOLDS PROSAWERK UMFASST EINERSEITS SEINE ROMANE, andererseits aber auch kürzere Formen, so etwa Erzählungen wie etwa „Drei Tage“ oder „Der Franzl“. In den so genannten Prosaskizzen versucht sich Petzold an einem lyrischen Stil, der wiederum Elemente des literarischen Expressionismus aufgreift. In diesem Falle bedient er sich ziemlich kühner Metaphern wie zum Beispiel „die Wölfe des Schmerzes“, welche dann manchmal über längere Passagen hinweg weiter gesponnen werden, sodass die „Wölfe“ in diesem Falle „mit gierigem Zahn“ das Tor aufbrechen oder den „unsicheren Schlaf aus den Augen des Gesindes“ reißen. Geglückt erscheinen solche Experimente eher weniger, besonders nicht nach heutigem Geschmack.

Petzold hat mehrere Romane verfasst: *Erde* (1913) und *Sevarinde* (1923), vor allem aber *Das rauhe Leben*, erschienen 1920. Als ich den Roman nun wieder gelesen habe, da ist mir nach mehr als fünfzigjähriger Leseerfahrung vor allem der einfache, klare Stil aufgefallen. Er wirkt so gar nicht verspielt-österreichisch, erinnert vielmehr an Traditionen der englischsprachigen Literatur. Dabei zeichnet sich das Werk durch erstaunliche Treffsicherheit aus, als verfüge der Autor über solide Erfahrung und Routine. Diese Sicherheit betrifft nicht nur den Stil, sondern ebenso die Setzung der Szenen beziehungsweise, zumindest ebenso wichtig, der Zäsuren. Ohne Zweifel macht diese gelassene Sicherheit einen Gutteil der Wirkung des Romans aus.

Nun gab es seit dem 19. Jahrhundert bekanntlich eine Anzahl bedeutender Werke, welche die sozialen und humanitären Missstände der industriellen Zivilisation beschrieben. Das begann etwa mit Friedrich Engels' *Be-*

schreibung der arbeitenden Klasse in Manchester und setzte sich mit dem Monumentalwerk von Henry Mayhew, *London Labour and the London Poor* fort. Die Reihe ließe sich weiterführen, etwa mit Robert Tressells *Ragged-Trousered Philanthropists* oder Jack Londons *People of the Abyss*. Allerdings schrieben die meisten Autoren eher als Reporter, beobachteten also quasi von außen. Authentische Zeugnisse von Menschen, die das Leben der Arbeiter selbst und existentiell geteilt haben, sind hingegen selten. Dazu musste sich nämlich die persönliche Erfahrung des Arbeiterlebens mit dem Talent und der Neigung zum Schreiben paaren.

Bei Alfons Petzold traf dies jedenfalls zu. Der Leser von heute beginnt Dinge zu verstehen, die er zuvor vielleicht gewusst hatte, ohne jedoch weiter darüber nachzudenken, geschweige denn sie zu *begreifen*. Das gilt zum Beispiel für die Bedeutung der Arbeitszeit. Petzold schildert, wie lange Stunden schwerer oder eintöniger Arbeit – zumeist beidem – den Arbeiter zermürbt, bis nichts mehr übrig bleibt als eben dies: die Arbeit. Freizeit gibt's kaum noch, geschweige denn die Kapazität, diese sinnvoll zu gestalten. So versteht man plötzlich, warum der Acht-Stunden-Tag eine derartige Rolle spielte im Kampf der Sozialdemokratie; und man wünscht sich, heutige Bestrebungen, die Arbeitszeit wieder zu verlängern, träfen auf heftigeren Widerstand.

Ähnliches gilt für die Sicherheit am Arbeitsplatz oder für die Absicherung im Falle von Arbeitslosigkeit. Jeglicher Sarkasmus, etwa was die Höhe des Arbeitslosengeldes betrifft, bleibt einem da im Halse stecken. Und so geht's weiter – Wohnverhältnisse, Mieten; und dann vor allem auch das Gesundheitswesen, wie's heute heißt, die Leistbarkeit ärztlicher Versorgung, deren Qualität, deren Verfügbarkeit unabhängig von den jeweiligen Vermögensverhältnissen. Was man diesbezüglich bei Alfons Petzold liest, das lässt einen österreichischen Leser von heute erschauern.

Zugleich schildert der Roman aber auch das Bemühen, trotz aller widrigen Umstände doch auch den Geist zu beschäftigen und zu bilden. Wie schon erwähnt, bekennt sich Alfons Petzold als passionierter Leser, und zwar vor allem von klassischen Dramen. Dem Willen, sich mit „Höherem“ zu beschäftigen, entspringt wohl auch die Religiosität Petzolds, die ihn niemals verließ. Sie nimmt eher schwärmerische Züge an, eng verbunden mit dem Naturerleben, welches für den städtischen Arbeiter von mindest ebenso großer Bedeutung ist.

Weiters spielt die Politik eine Rolle – nicht überraschend, bedenkt man den unerbittlichen Druck, dem der ungelernete Hilfsarbeiter ausgesetzt war. Wie ebenfalls schon erwähnt, imponierte ihm zunächst christlich-soziale, dann deutschnationale Demagogie. Doch das währte nicht lange. Die Begegnung mit der Sozialdemokratie wird beinahe wie eine Epiphanie geschildert. Zunächst drückte die Bewegung Petzolds Empörung über die Unterdrückung und Ausbeutung aus, die er ganz konkret jeden Tag erlebte. Wie er selbst mehrmals bekennt, fühlte er zeitweise tiefen Hass gegenüber den Umständen, die ihn derart benachteiligten, ihn zu Krankheit und frühem Tod verurteilten, ohne dass er dafür verantwortlich gewesen wäre, und ohne Möglichkeit, etwas dagegen zu tun. Ob er „revolutionär“ war, lässt sich meinem Eindruck zufolge nur schwer beurteilen; im leninistischen Sinne sicher nicht, so viel lässt sich sagen. Aufgrund seiner persönlichen Erfahrung hegte er natürlich keinerlei Illusionen bezüglich der Unternehmer, mit denen er's zu tun bekam. Gerade auf der untersten Ebene, bei den Handwerksmeistern oder den Eigentümern kleiner Fabriken, zeigte der Kapitalismus ja oft sein hässlichstes Gesicht. Doch selbst wenn nicht – einmal beschreibt Petzold einen wohlwollenden Arbeitgeber, der ernsthaft versuchte, annehmbare Bedingungen zu schaffen und der auch individuellen Bitten zugänglich war. Trotzdem durfte sich Petzold in dieser Fabrik nicht als Sozialdemokrat bekennen, sonst wäre er sofort entlassen worden (wie das damals üblich gewesen zu sein scheint).

„Er war wohl nur aus der patriarchalischen Anschauung des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und -nehmer ein Feind des Sozialismus und glaubte dadurch seinen Untergebenen einen Dienst zu erweisen.“

Dessen ungeachtet stellte der Sozialismus – womit im Falle Petzolds stets die Sozialdemokratie gemeint war – mehr dar als nur eine politische Bewegung. Vielmehr handelte es sich ebenso um eine kulturelle Aufgabe. Um es überspitzt auszudrücken: Für Petzold hatte ein Sozialdemokrat ein besserer Mensch zu sein; zumindest hatte er sich darum zu bemühen. Insbesondere ging's wieder um das Interesse an Literatur, Kunst, Philosophie und so weiter. Damit stand Petzold nicht allein. Wie wir wissen, unternahm die Wiener Sozialdemokratie ungeheure Anstrengungen zur Volksbildung: Man denke bloß an die Volkshochschulen, die eben damals entstanden (ab 1897). Desgleichen bemühten sich Sozialdemokraten, breiteren Kreisen den

Zugang zur bürgerlichen Kultur zu ermöglichen – eine wichtige Forderung der damaligen Zeit. Schließlich sah Petzold wohl auch ein humanistisches Anliegen im Sinne einer Entwicklung hin zu einem erfüllten Leben ungebrochener Individuen. Hier traf sich sein Sozialismus mit seiner Naturschwärmerei und seiner Religiosität.

IN DEN STÜRMISCHEN JAHREN NACH SEINEM TODE konnte es nicht ausbleiben, dass Alfons Petzold von verschiedener Seite vereinnahmt wurde. Das erfolgte zunächst als patriotisch-österreichischer Volksdichter, später als deutschnationaler Arbeiterdichter. Eine von den Nationalsozialisten veranlasste Ausgabe des *Rauben Lebens* musste freilich mühsam zurecht gestutzt werden, man fragt sich, wie viel überhaupt noch übrig blieb. Das lag nicht bloß an Petzolds abfälligen Äußerungen über die Deutschnationalen, sondern auch an jenen jüdischen Charakteren, welche da auftreten. Dabei handelt es sich einerseits um Arbeiterkollegen, die genau so arm und ausgebeutet sind wie der Erzähler selbst, andererseits aber um behandelnde Ärzte. Sie werden durchwegs positiv geschildert. Interessanterweise führt Petzold dies auf typische Merkmale ihrer „Rasse“ zurück, in diesem Falle allerdings auf positive. Heute würde man wahrscheinlich von Philo-semitismus sprechen, obwohl es sich gewiss um kein Vor-Urteil handelt, vielmehr um ein Nach-Urteil (wenn man so will).

Nach dem Zweiten Weltkrieg geriet Alfons Petzold langsam aber unaufhaltsam in Vergessenheit. Meine germanistischen Kolleginnen und Kollegen in Innsbruck konnten in den siebziger Jahren mit dem Namen schon nichts mehr anfangen. Das mag auch an dem Umstand liegen, dass Petzold im Schatten von Größen wie Rilke, Hofmannsthal oder Schnitzler steht. Er lebte und schrieb in der Belle Époque, also zur Glanzzeit Wiens: das „Wien der Jahrhundertwende“. Doch sah und schilderte er dieses Wien von der anderen Seite, von der schäbigen Unterseite her. Mag sein, dass seine Werke nicht so komplex und nicht so innovativ sind wie die seiner berühmten Kollegen, und dass er deshalb von Germanisten vernachlässigt wird. Doch sind solche Urteile mit höchster Vorsicht zu genießen. Sie setzen voraus, dass Komplexität oder Innovation maßgebliche literarische Qualitätskriterien darstellten.

Als ich zur Vorbereitung dieser Zeilen hier neuerlich Alfons Petzold las, das *Rauhe Leben* ebenso wie ausgewählte Gedichte, da staunte ich – wie schon einmal gesagt – nicht bloß über die Aktualität, sondern auch über die Qualität dieser Texte. Die konventionelle Lyrik, so scheint mir, spricht uns heute mehr an als früher; ganz gewiss mehr als einen naseweisen Studenten vor fünfzig Jahren. Ich hab’ das Gefühl – ob’s stimmt, wage ich nicht zu beurteilen –, dass wir langsam genug haben von der modernen Lyrik, von ihren freien Versen, von ihrer Formlosigkeit, die letztlich – machen wir uns bloß nichts vor – zur Belanglosigkeit geführt hat. Dabei spielt Lyrik heute für uns alle, fürs breite Publikum, eine Rolle, die so bedeutend ist wie kaum je zuvor, nun aber in Form von *lyrics*, von Liedtexten. So wie frühere Generationen mit Heinrich Heine, so leben wir *mit* diesen Versen, wir sind von ihnen umgeben. Natürlich gibt’s da ungeheuer viel Mist, aber das war im 19. Jahrhundert auch der Fall, als zu jeder Gelegenheit mehr oder minder geglückte Reime geschmiedet werden mussten. Manche Liedtexte, sowohl englische als auch deutsche, sind jedoch zu Hymnen unserer Generation, unserer Zeit geworden. Da denke man – um in Wien zu bleiben – bloß an den „g’schupften Ferdl“ von Gerhard Bronner oder an „da Hofa“ von Wolfgang Ambros. Vor diesem Hintergrund erscheint mir Petzolds Lyrik verständlich, ansprechend – und eben *nicht* belanglos.

Über die Qualität des *Rauben Lebens* haben wir uns schon geäußert. Lesen – auch Wiederlesen – kann nur empfohlen werden. Wie schon gesagt, ist der Roman wieder im Buchhandel erhältlich, ebenso eine Auswahl seiner Gedichte im Sammelband *Das hohe Leuchten* aus dem Jahre 1939. Der Begegnung mit diesem eigenständigen, eigenartigen und eigenwilligen Dichter stünde also nichts im Wege.